

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Volksblatt. 1878-1882 1878

10 (10.3.1878)

Prüfet Alles, das Gute
behaltet!

Eines Mannes Rede ist
keine Rede,
Man muß sie hören bedeu.

Im Nöthigen Einheit,
Im Zweifelhaften Freiheit,
In Allem Liebe!

Volksblatt.

Herausgegeben von Dr. Chr. G. Sottinger.

Erscheint jede Woche.
Bestellbar bei der Post
und im Buchhandel.
Preis vierteljährlich: Im
Reichspostgebiete, bei der
Post abgeholt, 40 Pf.;
ins Haus gebracht und im
Buchhandel (Commission
von Karl J. Trübner in
Straßburg i. E.) 55 Pf.
Passende Anzeigen: Die
Nonpareille-Feile oder
deren Raum 30 Pf.

Nr. 10.

Straßburg im Elsaß,

10. März 1878.

Die Doppelhochzeit im Schlosse zu Berlin

den 18. Februar 1878.

Eine erhebende Feier, die durch die Liebe des deutschen Volkes zu ihrem Kaiserhause eine nationale geworden, hat am 18. Februar in Berlin stattgefunden.

Die Vermählungen zweier Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, die der Prinzessin Charlotte v. Preußen¹, der ältesten Tochter unseres Kronprinzen, mit dem Erbprinzen Bernhard v. Sachsen-Meiningen, so wie die der Prinzessin Elisabeth, der zweitältesten Tochter des Prinzen Friedrich Karl, mit dem Erbgroßherzog August v. Oldenburg, wurden an diesem Tage im kaiserlichen Schlosse zu Berlin gefeiert.

Schon in den Nachmittagsstunden desselben hatte sich eine nach Tausenden zählende Menschenmenge in den mit Blumen und Fahnen festlich geschmückten Straßen nächst dem Schlosse eingefunden. Der Himmel lächelte glückverheißend und breitete sich in wolkenloser Bläue über die Stadt und das fröhliche Menschengetriebe.

Die von halb sechs Uhr an in fast ununterbrochener Reihenfolge die schöne Strecke „Unter den Linden“ durchfahrenden Gallawagen, welche die fürstlichen Gäste mit ihrem Gefolge nach dem kaiserlichen Schlosse brachten, boten der schaulustigen Menge reichliche Augenweide, aber besonders waren die Blicke erwartungsvoll nach dem mit der preußischen und englischen Flagge geschmückten kronprinzlichen Palais gerichtet, von wo aus die liebliche königliche Braut, Prinzessin Charlotte, zu ihrer Trauung fahren sollte.

Gegen 6 Uhr stiegen der Herzog von Meiningen mit seinem Sohne, dem Bräutigam, von dem Prinzen v. Wales sowie dem Herzoge v. Connaught, beide Brüder der Kronprinzessin, geleitet, die breiten Stufen des kronprinzlichen Palais herab.

Ihnen folgte die Braut in strahlendem Festschmucke an dem Arme ihrer Mutter, und wurde an dem Vorplatze des Palais von ihrem Vater, dem Kronprinzen, und dem versammelten Hofstaate begrüßt.

Wer das innige Familienleben kennt, welches die kronprinzliche Familie umschließt, das vollständige Aufgehen der Eltern in Liebe zu ihren Kindern, der wird es begreiflich finden, daß der Kronprinz tief erschüttert von dem Augenblicke, der die geliebte Tochter aus dem trauten Familienkreis entführte, diese weinend an's Herz drückte. Erst nach langer zärtlicher Umarmung trennte er sich von dem geliebten Kinde. Prinzessin

¹ Deren Bild wird die nächste Nummer bringen.

Charlotte stieg darauf in den bereitstehenden, von sechs prachtvollen Rappen gezogenen Hochzeitswagen, in dem sie an der rechten Seite ihrer Mutter Platz nahm.

Oben auf dem prachtvollen, reich mit goldenen Zierathen geschmückten Wagen ruhten sechs silberne Kronen. Vier mächtige Adler, unter deren Flügel brennende Laternen, schmückten die vier äußeren Ecken der Wagenkuppel. Das Innere des Wagens war mit lichtgrauem Seidenstoffe bezogen. Der mit rothem Sammt ausgeschlagene Kutschbock war reich mit goldgestickten Wappen und Kronen ausgestattet.

Unter dem rosigen Lichte bengalischer Flammen, welche im Augenblicke der Abfahrt das wahrhaft großartige Bild umflossen und der harrenden freudig bewegten Menge das geliebte Königskind in bräutlichem Festschmucke zeigten, setzte sich der Wagen, von berittenen Fackelträgern geleitet, unter dem nicht endenwollenden Jubelrufe der Bevölkerung in langsamem Schritte nach dem kaiserlichen Schlosse in Bewegung.

Immer wieder verneigte sich die liebliche Braut dankend und grüßend.

Nachdem der für die kaiserliche Familie ernannte Standesbeamte, Freiherr von Schleinitz, bereits am Sonntag Nachmittage in Gegenwart der Trauzeugen den standesamtlichen Act im kronprinzlichen Palais vollzogen, hatte sich nunmehr eine glanzvolle Gesellschaft in den Räumen des kaiserlichen Schloßes eingefunden, um der kirchlichen Feier beizuwohnen.

Es dürfte fast unmöglich sein, nur annähernd den Glanz zu schildern, der sich hier entfaltete. Prächtige Uniformen aller Länder und Reiche, überstrahlt von den festlich geschmückten Frauengestalten, sah man durch die Säle des Kaiserschloßes nach der Kapelle wandern, sich dort in malerischen Gruppen sammelnd und des Augenblickes entgegenharrend, wo die drei Schläge des Marschallstabes das Erscheinen des kaiserlichen Hofes verkündeten.

Genau 6 1/2 Uhr ertönte das Zeichen durch den Obergewerksmeister des kaiserlichen Hauses, Graf v. Stillfried Alcantara.

Den Zug eröffnete der Oberstmarshall Fürst und Altgraf zu Salm-Reifferscheidt-Dyck mit dem Marschallstabe. Ihm folgten paarweise die für die Neu-

vermählten befohlenen Kammerherren sowie eine Anzahl von Junkern.

Sodann kam das erste Brautpaar, oder sagen wir, da die standesamtliche Trauung bereits vollzogen war, das neuvermählte Paar, der Erbprinz und die Frau Erbprinzessin von Sachsen-Weiningen. Die Frau Erbprinzessin trug auf dem Haupte die ihr von der Kaiserin, ihrer Großmutter, eigenhändig befestigte Prinzessinnenkrone. Der Saum ihrer, mit Silberfäden durchzogenen, reich gestickten und mit Edelsteinen gezierten Brautschleppe wurde von vier Damen getragen.

Rechts von den Neuvermählten schritt deren Oberhofmeisterin Prinzessin Viron v. Curland. Hinter dem Erbprinzen v. Sachsen-Weiningen, der die Majorsuniform des ersten Garderegiments und die Kette des kürzlich empfangenen Schwarzen Adler-Ordens angelegt hatte, ging der ihm zur Aufwartung befohlene Generalmajor von Sannow.

Hierauf folgte das zweite neuvermählte Paar in gleicher Weise wie das erstere, von Ehrendamen und Herren geleitet und gefolgt von einem glänzenden Hofstaate.

Jetzt erschien die hohe, stattlich schöne Gestalt unseres Heldenkaisers in schlichter preussischer Generalsuniform, auf der die Kette des Schwarzen Adler-Ordens ruhte. Er führt die Königin der Belgier zur Rechten, zur Linken die Frau Großherzogin v. Oldenburg. Die Schleppe beider Fürstinnen werden von Edelknaben getragen. Wieder kommt ein glänzendes Gefolge von Generalen und Flügeladjutanten.

Unter Vortritt zweier Kammerherrn erscheint nun die Kaiserin im Zuge, ihr zur Rechten der König der Belgier, zur Linken der Prinz v. Wales. Die Schleppe der hohen Frau tragen vier Gräfinnen.

Ihr folgt die Frau Kronprinzessin von den beiden Vätern der neuvermählten Gatten geleitet, sodann der Kronprinz in Feldmarschallsuniform, ebenfalls mit der Kette des Schwarzen Adler-Ordens, die Frau Prinzessin Friedrich Karl und seine Schwester, die Großherzogin von Baden, führend.

Genau dem Range nach schließen sich nun in gleicher Weise die übrigen zur Festlichkeit geladenen Fürstlichkeiten an.

Die Schleppe der fürstlichen Damen werden sämtlich von Pagen aus dem Berliner Cadettencorps getragen.

So durchschreitet der überaus glanzvolle Zug die prunkvollen Räume des Rittersaales, die Bildergalerie und den weißen Saal. Aus den weit geöffneten Thüren der Schlosskapelle, von deren dunklen Marmorwänden der Schein unzähliger Kerzen den Eintretenden entgegen strahlt, dringen die feierlichen Klänge eines geistlichen Liedes.

Die Neuvermählten werden zum Altar geführt, und der feierliche Act der Trauung nimmt, unter Bewohnung der versammelten Hof- und Domgeistlichkeit durch den Hof- und Domprediger Dr. Kögel vollzogen, seinen Anfang.

„Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.“ (Brief an die Römer, 12, 12.) Das war wahrlich ein schöner Spruch, den der Geistliche zum Texte seiner Trauungsrede gewählt. In ergreifenden Worten mahnte er die Neuvermählten, an der Liebe, die da Alles glaubt, Alles duldet, Alles hofft, festzuhalten; stets ein freies, warmes Herz für das Volk zu wahren, freudigen Sinnes die Noth der Dürftigen zu lindern und den Bedrückten immer ein williges Ohr zu leihen. Die beiden Fürstinnen mahnte er in herzlichen Worten an den Spruch, welchen er denselben bei ihrer erst vor Kurzem stattgehabten Confirmation mit auf den Lebensweg gegeben und der für die Prinzessin Charlotte lautete: „Behüte dein Herz;“ — für die Prinzessin Elisabeth: „Fürchte dich nicht; denn ich habe dich erlöst.“ — Sodann mahnte er die neuvermählten Gatten an den Wahlspruch ihrer Häuser, den Erbprinzen Bernhard v. Weiningen an das „Treu und beständig,“ den Großherzog v. Oldenburg an: „Ein Gott, ein Recht, eine Wahrheit“; „Ihr Männer, liebet Eure Weiber,“ sagte er dann zu Beiden gewandt und zu den Fürstinnen „Ihr seid den Männern unterthan!“ Darauf schloß er mit Wiederholung der Worte: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.“ Alsdann überreichte er beiden Paaren je eine Bibel als Geschenk und Hausschatz für das neue Heim.

In dem Augenblicke, als die Paare ihre Ringe wechselten, erschien als Zeichen für das Lösen der Geschnürte eine rothe Flamme auf der Skulptur des Schlosses.

Erwartungsvoll hatte die nach Tausenden zählende Menschenmenge, der es nicht vergönnt war einen Einblick in die Festräume zu gewinnen und die sich durch unaufhörliches Hin- und Herwogen auf den Straßen schadlos hielt, auf diesen Augenblick geharrt, um durch lautes Hurrahrufen die Freude und Theilnahme an dem wichtigen Augenblicke zu bekunden.

Nun lichtete sich nach und nach die Menschenmenge, nur in den Räumen des kaiserlichen Schlosses, wo nach der kirchlichen Feier die beiden neuvermählten Paare im weißen Saale unter dem Thronbaldachin sitzend die Huldigung aller Anwesenden entgegen nahmen, begann das Fest eine neue glanzvolle Gestaltung anzunehmen.

Nachdem der Huldigungsact beendet, begaben sich die Fürstlichkeiten in vorerwähnter Rangordnung nach dem Rittersaale, allwo eine prächtige Tafel hergerichtet war, an der die Neuvermählten die Ehrenplätze einnahmen. Die Generallieutenants v. Pape und v. Bülow legten für die Fürstlichkeiten die Speisen vor. Der Oberstjägermeister Fürst v. Pleß reichte dem Kaiser die Suppe, der Oberst-Schenk Prinz Viron von Curland den Wein. In gleicher Weise wurden die übrigen anwesenden Fürstlichkeiten durch die ihnen zur Aufwartung beigegebenen Ritter bedient. Seine Majestät der Kaiser brachte einen Trinkspruch auf die Neuvermählten aus. Nach aufgehobener Tafel begann im weißen Saale der Fackeltanz.

Nach einer alt hergebrachten Sitte hält das Braut-

paar, unter dem Vortritte der Minister, welche brennende Wachskerzen in Händen tragen, mit jeder einzelnen anwesenden Fürstlichkeit in der Reihenfolge des Ranges derselben einen feierlichen Umzug durch den Saal. Diesmal belief sich die Zahl derer, die den Fackeltanz ausführten, auf einundzwanzig fürstliche Häupter. Unter den Klängen eines rauschenden Festmarsches luden zuerst die beiden neuvermählten Fürstinnen den Kaiser durch eine Verbeugung zum Fackeltanze ein, hierauf folgte die Kaiserin, von den beiden jungen Gatten aufgefordert, sodann hielten die beiden neuvermählten Fürstinnen mit dem Kronprinzen, die Gatten mit der Frau Kronprinzessin ihren Umzug fort, bis die Reihe der anwesenden Fürstlichkeiten beendet war.

Die Sitte des Fackeltanzes, welche in früheren Jahrhunderten an Höfen sowohl als in bürgerlichen Kreisen stattfand, versinnbildlicht das Licht, welches die Heimstätte der Neuvermählten erhellen, die heilige Flamme des häuslichen Heerdes entzündend soll.

Ein zweiter alter Brauch, welcher, nachdem die Neu-

vermählten unter dem Lichtglanze der Fackeln in die für sie bestimmten Kammern geleitet waren, ausgeführt wurde, war der der Strumpfbänder-Vertheilung.

Die Strumpfbänder der neuvermählten Fürstinnen werden, sobald diese in ihre Kammern eingetreten sind, von der Oberhofmeisterin gelöst, — darauf in kleine Stücke zerschnitten und den anwesenden Gästen zur Erinnerung vertheilt. — Auch diesmal wurde die hergebrachte Sitte beibehalten, jedoch können wir aus sicherer Quelle berichten, daß eine Anzahl eigens zu diesem Zwecke gefertigter, mit Namenszug und Krone versehener Strumpfbänder zur Vertheilung kamen. Mit dieser altherkömmlichen Sitte fanden die Festlichkeiten des 18. Februar ihren Abschluß. In den folgenden Tagen schlossen sich weitere an.

Und wenn wir nun den Wunsch aussprechen: „Gottes Segen möge auf den Neuvermählten ruhen!“, so sind wir gewiß, daß viele Tausende im weiten Vaterlande von Herzen darin einstimmen.

Ernst Walthers.

Der Sturz der Türkenherrschaft in Europa.

Was die Ereignisse der letzten Jahre in der Geschichte des Osmanen-Reiches ahnen ließen, daß die Herrschaft der Türken in Europa unaufhaltbar ihrem Untergang entgegenzueilen würde, ist in unseren Tagen nunmehr eine Thatsache geworden. Die Türkei hat als eine europäische Macht zu bestehen aufgehört. Was die Russen nach heftigem und blutigem Kampfe errungen haben, ist am 3. März zu San Stefano, unmittelbar vor den Thoren Constantinopel's, durch Unterzeichnung des Friedens von Seiten der türkischen Regierung anerkannt und versiegelt worden. Sollte selbst dieser Friede, welcher zwischen den Kriegführenden allein abgeschlossen worden ist, von den übrigen Mächten als nicht zu Recht bestehend verworfen werden, sollte aus ihm, der in aller Eile erzwungen wurde, ein neuer Krieg entstehen, in welchen, außer Rußland und der Türkei, die Mächte des übrigen Europa's verwickelt würden — was Gott verhüten wolle, — ja sollte auch der Sultan noch Jahrzehnte lang in seiner Residenz Constantinopel verbleiben dürfen, so steht doch das fest, daß die Türken auf den bisherigen Einfluß und die alte Machtstellung in Europa verzichten müssen. Das seit Jahrhunderten unter der Blutarbeit unzähliger Aufstände und Revolutionen vergebliche Streben der unter der Herrschaft des Sultans vereinigten Volksstämme auf der Balkanhalbinsel, von der türkischen Oberherrschaft befreit zu werden und eigene Nationalstaaten zu gründen, ist jetzt erreicht. Die alte Frage, wer der europäischen Türkei den Todesstoß geben sollte, ist ebenfalls beantwortet: das mächtige Heer des russischen Kaisers liegt vor der türkischen Hauptstadt und würde gerne einen Triumphzug in dieselbe halten. Bei Rußland liegt es, zu entscheiden, welche Gestalt die Länder des Balkan's und der Donau, die zu den ergiebigsten Provinzen des Sultans gehörten, bekommen, ob sie in

Wirklichkeit frei und unabhängig werden, oder ob sie den russischen Interessen dienen müssen.

Es ist gewiß jedem, der den in seinen Ereignissen so wechselvollen Verlauf des Krieges verfolgt hat, aufgefallen, daß sowohl die Russen mit ihrem Kaiser an der Spitze, als auch die empörten Völker, die Rumänen, Bulgaren, Serben, Montenegriner und Griechen, ihre Begeisterung, in den Kampf zu ziehen, durch den Gedanken bekommen haben, daß sie die heilige Sache des Christenthums den Türken gegenüber verfechten sollten. Sie wollten die Christen von den Mohamedanern befreien, sie erhoben das Kreuz, um in diesem Zeichen den Halbmond, das Sinnbild der Türkenherrschaft und des Türkenglaubens, zu besiegen. Ja, recht bezeichnend für die ganze Anschauung des Kaisers von Rußland, der kaiserlichen Familie und der höchsten Heerführer der russischen Armee, hat beim Schluß des Krieges, am 3. März, der Großfürst Nicolaus an den Kaiser ein Telegramm geschickt, welches folgendermaßen lautete: „Ich beehre mich, Ew. Majestät zum Friedensschluß zu beglückwünschen. Gott verleihe uns das Glück, die von Ew. Majestät begonnene, große und heilige Sache zu beendigen. Am Tage der Befreiung der Leibeigenen erlösten Ew. Maj. die Christen von dem muselmännischen Joch.“ Das Höchste, was Alexander, Kaiser aller Russen, zu erreichen sich vorgenommen, war von jeher, Befreier der Christen vom türkischen Joch zu sein.

Aber gerade die Geltendmachung dieses Zweckes vor, in und nach dem Kriege wird von einigen Seiten den Russen als ein schweres Verbrechen ausgelegt, in welchem sich so recht die Nachtseite der Slavennatur, nämlich die Hinterlist und Verschmitztheit, wiederum offenbarten. Als Deckmantel der russischen Eroberungslust, der lüdergierigen Politik und der alten unbe-

rechtigten Türkenfeindschaft soll, so wirft man den Russen vor, der heilige Name des Christenthums dienen; man greift zum Kreuz, um die Schandthat des Krieges und die Habsucht im Friedensschluß mit dem heiligen Schein eines göttlichen Rechts zu bedecken. Dazu kommt, daß nach dem Bericht Vieler, die das Morgenland bereist haben, die christlichen Völkerschaften in der Türkei, was Gesittung und Ordnung im Handel und Wandel anlangt, weit niedriger stehen sollen als die Türken, welche meist als friedliebende und gastfreie Leute geschildert werden, so daß beim Blick auf die heutigen Verhältnisse der Türkei keine Gründe zu finden wären, welche die Russen veranlassen müßten, zum Schwert zu greifen gerade um des Christenthums willen. Zudem wird gegen sie die Anklage erhoben, daß sie selbst die Aufstände der Christen gegen die Türken durch geheime Boten und Aufwiegler hervorgerufen, um ein Recht zu erlangen, für die bedrohten Christen einzutreten.

Mag immerhin bloß die russische Politik ohne ein besonderes christliches Interesse in der Frage, wer im Orient gebieten soll, das Hauptwort in allen Kriegen zwischen den Russen und Türken gesprochen haben, und mag es russischerseits mit der Beschützung und Beförderung des Christenthums nicht so lauter aussehen, wie es mancher schlichte Christ wohl glauben möchte, so kommt es doch nicht von ungefähr, daß gerade diese Lösung die russischen Bataillone zum regelrechten Krieg und die Schaaren der Aufständischen, der Priester und Gemeinden auf der Balkanhalbinsel zum Sengen und Brennen, zum Morden und Niedermegeln ihrer Feinde begeistert hat. Das hat einen tiefern geschichtlichen Grund.

Zwischen dem Christen und dem Muselman in der Türkei besteht ein unvereinbarer Gegensatz in der Grundgesinnung des Herzens, im religiösen Glauben, in der Grundanschauung des ganzen Lebens, in Sitten und Gebräuchen und im nationalen Gefühl der Abstammung, ein Gegensatz, der in ruhigen Zeiten unter kraftvoller Regierung schlummern konnte, der aber, wenn die Leidenschaften das Regiment führen, in wilde Feindschaft ausartet und die Lösung geben mußte: Nie Christenthum, nie Mohamedanismus!

Dieser Gegensatz ist nicht durch die Zeit gemildert worden, sondern hat an Schärfe zugenommen, weil die Türken in ihren wesentlichen Eigenthümlichkeiten die Jahrtausende hindurch dieselben geblieben sind, sowohl in ihrer religiösen Gesinnung als auch im gesellschaftlichen Leben der Familie und der Gemeinden. Denn die Grundsätze, welche Mohamed, der Prophet, seinen Anhängern im Koran gegeben, leiten auch heute noch jedes echte Türkenherz. Die wirkliche Ausführung des Korans mußte den Christen Tod und Verderben bringen, wie in den Tagen, als die Nachfolger des Propheten mit Feuer und Schwert die Völker des Abendlandes vertilgten, so zu allen Zeiten, auch den unsrigen.

Die einzige heilige Religionsurkunde der Mohame-

daner ist der Koran. Das Wort bedeutet „das Buch“ oder „die Schrift“, also ganz dasselbe wie „Bibel“. Mohamed, der Stifter der Religion, ließ schon zu seinen Lebzeiten einzelne Offenbarungen, welche er von Gott empfangen zu haben vorgab, aufzeichnen, und nach seinem Tode haben seine Nachfolger die zerstreuten Stücke gesammelt. Der Koran enthält 114 Suren (d. h. Abschnitte), deren jede wieder in eine größere oder kleinere Anzahl von Sätzen oder Versen zerfällt. In Beziehung auf Eintheilung herrscht in dem Religionsbuch ein großer Wirrwarr. Jede Sure führt einen eigenen von einem in ihr vorkommenden Stichwort oder Bild hergenommenen Titel, der oft sonderbar lautet, z. B. „Ruh, Elephant, Der Donner, Der Rauch“. Außer religiösen Reden, Gebeten, Liedern und Belehrungen enthält der Koran auch Gesetze und Entscheidungen in rein irdischen Angelegenheiten, so daß der Mohamedaner ihn zugleich als Gesetzbuch behandelt. Aus dem Koran lernen wir die ganze Religion der Türken kennen; sie heißt Is l a m, d. h. die Ergebenheit, die vollkommene Unterwerfung unter das Schicksal als den Willen Gottes. Wer dem Is lam angehört, ist ein Moslem (persisch Musulman), mit welchem Wort der Türke sich gern als Nicht-Christ bezeichnet.

Aus dem Koran, über dessen sämtliche Lehren wir uns nicht verbreiten wollen, nimmt der Türke die Grundsätze für seine Handlungsweise dem Ungläubigen, d. h. dem Christen, gegenüber. Von dem Bekenntniß ausgehend: „Gott ist Gott, und Mohamed ist sein Prophet“ unterwirft sich der Muselman dieser göttlichen Schicksalsmacht widerstandlos und verehrt sie mit knechtischem Gehorsam. Denn Gott beherrscht das ganze Weltall, die Menschheit und den einzelnen Menschen rein willkürlich, hat Alles vorherbestimmt, die Länge des Lebens und das Maß des Glückes. Alle Anstrengungen, den Willen Gottes umzulenken, etwa die Noth des Menschen zu lindern, sind vergeblich; sie sind eine Ansehnung gegen Gott. Es kommt nur darauf an, ihm, dem allmächtigen Gott, zu hulbigen, seine im Koran niedergelegten Gesetze zu befolgen, alle die dem Is lam nicht zustimmen, als Verächter Allah's, Gottes, niederzumachen.

Zu den gottesdienstlichen Pflichten der Moslem in gehört daher ganz besonders der Krieg gegen die Ungläubigen. Der Is lam ist eine Blutraigion, d. h. er vernichtet Alles, was sich ihm entgegenstellt; die Verbreitung des Is lam vermittelt des Schwertes galt und gilt für ein verdienstliches Werk. Gegen alle Ungläubige, welche sich der moslemischen Botmäßigkeit nicht unterwerfen wollen, ferner gegen solche Ungläubige die, unterworfen, sich weigern, Steuern zu zahlen, ebenso gegen Empörer unter den Moslem in selbst predigt der Is lam den Tod. Sure 8, die hauptsächlich die Lehren enthält, welche die Anhänger Mohameds den Ungläubigen gegenüber zu befolgen haben, befiehlt den Glaubenskrieg auf's Deutlichste: „Bekämpfet die Ungläubigen, bis alle Versuchung (nämlich durch die Irrlehren und den Unglauben der Feinde Mohamed's)

aufhört und die Religion Gottes allgemein verbreitet ist.“ Allah spricht zu den Engeln: „Ich bin mit euch, stärket daher die Gläubigen, aber in die Herzen der Ungläubigen will ich Furcht bringen; darum hauet ihnen die Köpfe ab und hauet ihnen ab alle Enden ihrer Finger. . . O ihr Gläubigen, wenn die Ungläubigen auch haufenweise euch entgegenkommen, so kehrt ihnen nicht den Rücken, sonst kommt über euch der Zorn Gottes und die Hölle ist euer Aufenthalt. Wahrlich, eine schlimme Reise ist's dorthin!“

Der Krieg gegen die Ungläubigen ist ein heiliger Krieg, wie Sure 47 nach allen Seiten hin auseinander setzt; sie selbst führt die Ueberschrift: „Der Krieg“; es heißt darin: „Wenn ihr mit den Ungläubigen zusammen- trifft, dann schlaget ihnen die Köpfe ab, bis ihr eine große Niederlage unter ihnen angerichtet habt. Die Uebrigen legt in Ketten u. s. w.“ Dieser Fanatismus, die Ungläubigen zu tödten, wird in dem türkischen Herzen gesteigert durch den Glauben, daß ein im Kampf um Mohamed's Lehre Gefallener im Jenseits, im Paradies, einen besonderen Lohn empfangen werde. „Wer um des Glaubens willen zum Schwerte greift, der streift alle Sünden ab. Jede Wunde, die er im Kampf erhält, glänzt am Tage des Gerichts wie ein Leuchtkäfer. Wer im heiligen Kampfe fällt, gelangt unmittelbar in den Himmel.“ Hieraus erklärt sich die Todesverachtung der türkischen Soldaten, welche sie zu allen Zeiten und auch im letzten Krieg bewiesen haben; es ist, wie wenn der alte Schlachtruf der muselmännischen Heerführer aus dem 7. u. 8. Jahrhundert hinter ihnen ertönte: „Das Paradies ist vor euch, Tod und höllisches Feuer hinter euch“, oder wie der deutsche Dichter Julius Moser den türkischen Fanatismus richtig beschrieben hat:

„Allah ist groß! Sein Reich ist zu erstreiten!
Der Moslem stürzt durch Blut und Tod hinein
Aufschauzend in das Meer der Seligkeiten.“

Hat schon das Menschenleben überhaupt, selbst das eigene, für den Türken wenig Werth, weil er sich preisgegeben fühlt an eine über ihn ganz willkürlich herrschende göttliche Macht, dann ist das Leben eines Feindes, eines Ungläubigen, ohne jegliche Heiligkeit. „Eine wahrhaft entsetzliche Geringsachtung des Menschenlebens und eine Bereitschaft zum Blutvergießen, die oft mit schonungsloser Brutalität (Thierwuth) zu Thaten schreitet, ist ein besonderer Zug in dem muslimischen Wesen.“ Die Geschichte liefert der traurigsten Beweise genug, daß der Türkenname ein Schrecken für die ganze Welt war; nicht umsonst beteten die Deutschen zu Gott, daß er sie vor dem Türkenmord bewahre. „Ueberall sieht man, wo die Türken hausen, Blut in Strömen fließen und Köpfe zu Tausenden und Zehntausenden fallen.“ In einer Kriegserklärung des Sultans Mahomed an Kaiser Leopold I. heißt es: „Vor Allem befehlen wir dir, uns in deiner Residenzstadt Wien zu erwarten, damit wir dich köpfen können.“ Aus den letzten Jahrzehnten sind die blutigen Kämpfe, welche der Fanatismus der Türken gegen die Christen

in Syrien hervorrief, noch in frischer Erinnerung; die Greuelscenen und Mezeleien, welche gar manche Türken während des letzten Krieges gegen ihre Feinde verübten, haben wieder Belege für ihre sprichwörtlich gewordene Blutgier und Grausamkeit abgegeben.

Das Hauptgebot des Koran: „Vernichtung der Ungläubigen“, wird natürlich nicht ausgeführt, wenn die Macht und die Gelegenheit fehlt; die Umstände haben die Sultane oft genöthigt, ein freundliches Einvernehmen zwischen den muselmännischen und christlichen Bewohnern anzubahnen und Vergleiche unter ihnen zu erstreben. Doch das Bewußtsein, daß Türke und Christ geschworene Feinde sind, lebt zu sehr in den Herzen beider. Nur augenblickliche Noth und weise Vorsicht hat sie zu Zeiten zum gemeinschaftlichen Handeln und Zusammenleben bewogen, in ihrer Gesinnung dagegen besteht von jeher der entschiedenste Gegensatz, eine innere Feindseligkeit und, wo möglich, auf allen Lebensgebieten eine gehässige Trennung.

Dazu kommt, daß der Türke, ein Orientale, ein Asiate, äußerlich und innerlich ein ganz anderer Mensch als der Europäer, genau nach dem Koran orientalisches lebt, sich knechtisch dem Alleinherrscher, dem Sultan, in allen Stücken unterwirft, der Vielweiberei und Sklaverei huldigt, daß er die Stände der Gesellschaft schroff unterscheidet und keine bürgerliche Gleichstellung kennt, daß die herrschende Klasse in Konstantinopel und die türkischen Beamten in den Provinzen jeglicher Bestechung zugänglich sind und die Christen durch Steuer- auslagen plagen, während der Christ in den Balkan- und Donauländern, selbst wenn er im Vergleich zu den Christen der übrigen europäischen Länder noch auf einer äußerst niedrigen Stufe der Gesittung und Bildung steht, doch immerhin die persönliche Freiheit auf allen angegebenen Gebieten zu bewahren sucht und einer höheren, im christlichen Glauben begründeten Bildung nachstrebt, als der Türke sie aus dem Koran je erlangen wird und kann.

Die Versuche der Sultane, durch Erlassung von Verbesserungsplänen, sogenannten Hat's, den Gegensatz zwischen Türken und Christen im Staatsleben auszugleichen, sind erfolglos geblieben; ihre Staatsgrundgesetze blieben bloß auf dem Papier stehen; auch die im Dezember vorigen Jahres erlassene Verfassungs- urkunde, welche allen Bürgern eine gleichmäßige Vertretung im Reichstag gibt, hat nicht die Bedeutung, welche ihr Viele beilegen möchten; denn bei den Türken herrscht der Koran, und dessen Grundsätze bedingen das ganze türkische Leben und Wesen; er macht eine freie Verfassung unmöglich.

Den freiheitsdurstigen Völkern, welche jetzt durch den russischen Kaiser vom Türkenjoch befreit worden sind, möchten wir wünschen, daß ein Hauch lebendigen Christenthums sie anwehte, dann würden sie das erreichen, um dessen Erwerb ihre Väter und Brüder geblutet haben, nämlich die wahre Freiheit und den Genuß eines gesunden Friedens.

Colmar.

Dr. Rocholt.

Erinnerungen aus dem französischen Militärleben.

(Von einem Offizier.)

2. Das Kasernenleben.

Ich will mich nicht über die einzelnen Umstände meiner Aufnahme in die Kompagnie verbreiten. Der Franzose bleibt auch im Kasernenleben ein liebenswürdiger Mensch. Die Kompagnie ist wie eine Familie, in welcher die jüngeren Soldaten von den vieilles monstaches (alte Schnurrbärte) wie Kinder aufgenommen werden; natürlich ist diese Zuborkommenheit stets auf einen guten Trunk berechnet, den ich wegen der großen Freundlichkeit auch nicht abschlagen konnte. Der alte Soldat hat immer einen unermesslichen Durst, der meist auf Kosten der jüngeren gelöst wird. Besonders die Unteroffiziere, welche in ihrer zweiten oder dritten Stellvertretung standen, thaten sich in dieser Weise viel zu Gute.

In das Kasernenleben ward ich bald eingeweiht. Jedoch in der ersten Zeit, als ich täglich während 4 Stunden zu der Uebung in den Waffen angehalten wurde, beneidete ich die alten Soldaten um ihre behagliche Ruhe, welche nur der Wachtdienst etwa alle 8 Tage unterbrach. So hatte ich mir das Militärleben nicht vorgestellt. Der Reveil wurde im Sommer um 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr geblasen. Dann konnte der Soldat aufstehen, aber nicht selten blieb er bis 9 und 10 Uhr in seinem vorzüglichen Bette liegen, namentlich wenn die schlechte Witterung einen Vormittagsspaziergang nicht erlaubte. Diese Ruhe hatte der Soldat nicht etwa, weil das Reglement zu gelind gewesen wäre, oder weil die Befehlshaber des Regiments dem Soldaten diese Ruhe gegönnt hätten, sondern lediglich weil die höheren Befehle von den Offizieren selbst entweder nicht befolgt oder umgangen wurden. Die Soldaten gingen dann spazieren, knüpften Liebchaften an, tranken Wein und sangen dabei Lieder von Béranger und Anderen.

Appelle wurden um 11 Uhr Vormittags und um 8 Uhr Abends täglich mit Ausnahme des Sonntags abgehalten. Bei dem Appell um 11 Uhr mußten die Offiziere in der Kaserne erscheinen; zu dem des Abends kam abwechselnd einer der Lieutenants; sonst ließen sich Offiziere selten in der Kaserne blicken, und Sergeant-Majors und Sergeanten schalteten und walteten nach Belieben. Wenn der Offizier nicht gerade zum Dienst kommandirt war, trug er sich gewöhnlich in Civil, ging ins Caffee, spielte Billard, trank Biqueurs, las Zeitungen, und wenn von Krieg die Rede war, sprach er begeistert von der großen Ueberlegenheit des französischen Heeres und seiner Waffen über alle Heere und Waffen der Welt, steckte sich eine Cigarette an und blies mit selbstgefälligem Behagen den blauen Tabakrauch nach der Zimmerdecke. Die Offiziere, meist alte Soldaten, waren vom pioupiou¹ oder soldat d'un sou² aufgestiegen und hatten die Erfahrungsschule aller dazwischen liegenden Chargen durchgemacht. Außer der theoretischen und praktischen Waffenlehre besaßen die Meisten nur wenig andere bildende Kenntnisse, und in der Sprache

blieben sie fast alle auf das Französische beschränkt. Diejenigen Offiziere, welche jährlich als Lieutenants aus der Ecole Saint-Cyr (Militärschule in Saint-Cyr) in die Regimenter beordert wurden, brachten eine vorzügliche theoretische Schulbildung mit, aber im Praktischen hatten sie wenig Erfahrung. Diese Schüler aus Saint-Cyr waren gewöhnlich in der ersten Zeit ihres Dienstes des Soldaten unverföhnlichste Plagegeister, welche täglich Musterungen über Gamaschenknoöpfe und Nadelbüchse hielten, bis sie sich endlich auch das behagliche Leben der älteren Offiziere angewöhnt hatten und das Caffeehaus der Kaserne vorzogen. Es gab auch alte Offiziere, welche neben ihrem Dienst noch ein Gewerbe betrieben, ob durchweg zur Kurzweil, will ich nicht entscheiden. So arbeitete z. B. der Premierlieutenant meiner Kompagnie als Schreiner. Alte Hauptleute gingen zur Sommerzeit fischen, während andere sich mit Gartenarbeiten beschäftigten. Solche Hauptleute waren bei den Soldaten beliebt und erhielten von denselben den Zunamen père oder Papa. Sie überfahen dem Soldaten sehr viel und ermahnten lieber, als daß sie kommandirt hätten. Der Soldat that sich was zu Gute darauf, und wenn in der Kompagnie eine Flasche Wein getrunken wurde, galt der erste Trinkspruch immer dem Wohle des Kapitäns.

Als ich die Uebung in den Waffen beendet hatte und, wie man sagte „ins Bataillon aufgenommen“ war, dachte ich ernstlich daran, mich um die mir angebotene Hilfslehrerstelle zu bewerben. Auf ein von mir an den Major gerichtetes diesbezügliches Schreiben verwendete sich derselbe sofort beim colonel (Obrist) für mich, und meine Anstellung wurde genehmigt.

Die Mittheilung von meiner Ernennung erhielt ich auf dem Wachtposten zu Contre-Escarpe (Gegenböschung) am 25. Dezember. Da ich nun von Contre-Escarpe spreche, möchte ich dem geehrten Leser etwas Näheres von dieser Escarpe mittheilen. Ich war zum ersten Male nach diesem Posten kommandirt worden. Meine Kameraden hatten mich bereits auf die Bedeutung dieses Wachtpostens und den damit verbundenen schweren Dienst aufmerksam gemacht. Gleich am Abend, als ich einsam unter dem düstern Gewölbe, welches in die Citadelle einführt, auf- und abging, um frische Luft zu schöpfen, vernahm ich rechts und links unter den kalten triefenden Mauern Töne, gleichwie die Stimmen von Wehklagenden und Seufzenden, manchmal von schwerem Husten unterbrochen. Meine Aufmerksamkeit wurde immer größer; ich lehnte mich an die Mauer, um besser zu hören, als plötzlich ein garde-chiourme (Gefangenen-Wärter) auf mich zu kam und mir gebot, mich von der Stelle zu entfernen. Ich ließ es mir nicht zweimal sagen und ging von dannen. Am Mitternacht kam derselbe garde-chiourme auf den Wachtposten und begehrte einen Soldaten mit Gewehr als Begleitung bei seiner nächtlichen Runde. Die Reihe war an mir und so fand ich Gelegenheit, in der Stunde, in welcher

¹ Pioupiou (piupiu) Uebername für „gemeiner Soldat“.

² Einjoulsolbat (der Sou = 5 Centimes = 4 Pfennige).

die ganze Menschheit sich über die Geburt des Erlösers freute und von allen Kirchen der Stadt die Glocken das Gedächtniß daran verkündeten, die gräßlichsten Bilder menschlichen Elends anzublicken. Der garde-chiourme hatte mir die Laterne übergeben, und indem ich hinter ihm herging, kamen wir an eine kleine, mit schwerem Eisen beschlagene Thüre, welche zu den unterirdischen Gemächern führte, aus welchen die am Abend vernommenen Töne gestiegen waren. Diese Gemächer selbst waren mit gleich festen Thüren verschlossen und ich zählte deren fünf, welche nach einander von dem garde-chiourme geöffnet wurden. Im Innern der Gemächer herrschte die tiefste Finsterniß. Sie waren kaum einen Meter breit und ungefähr 3 Meter lang. Bei der Thüre, welche sich nach außen öffnete, stand ein Wasserfrug; ein langes Brett, welches am unteren Ende den Boden berührte und am oberen auf einem Steine lag, trug in seiner schrägen Stellung etwas in eine graue Decke Gehülltes. Auf die Frage des garde-chiourme: « Rien de nouveau? » (Nichts Neues?) sah ich die graue Masse sich langsam bewegen und ein « Rien » (Nichts), von einem tiefen Seufzer begleitet, war die Antwort des Mannes, der in diesem Kerker schmachtete. Contre-Escarpe ist ein Militärgefängniß, in welchem damals ungefähr 200 Sträflinge untergebracht waren. Kurze Zeit bevor ich dahin zur Wache kommandirt wurde, war unter den Sträflingen ein Aufruhr ausgebrochen, und die Hauptträdelsführer mußten jetzt in den ebenbeschriebenen Kerkern ihr verbrecherisches Unternehmen abbüßen.

Meine Anstellung bei den Truppkindern befreite mich von jedem inneren und äußeren Dienste. Ich hatte täglich während 4 Stunden 10 der ältesten Knaben Unterricht zu ertheilen. Die übrige Zeit benutzte ich zum Besuchen der Museen, Bibliotheken und anderer Merkwürdigkeiten der Stadt, und die ersten Tage des Vorfrühlings lockten mich hinaus auf die nahe gelegenen Felsengebirge, welche auf beiden Seiten den Doubs einfassen und viele romantische Gegensätze bilden.

Interessant ist es vielleicht für den Leser etwas über die Truppkinder zu erfahren. Diese waren Söhne von Gensdarmen und im Dienst stehenden Unteroffizieren und zwar die erstgeborenen, welche von der Militärverwaltung im Alter von 8 Jahren ihren Eltern entzogen wurden und unter Bewachung eines Sergeanten zum Kriegsdienste herangebildet werden sollten. Sie erhielten ihren Kräften angemessene Waffen, in welchen sie geübt wurden. Sie mußten sich an die rauhe Nahrung und das Kasernenleben früh gewöhnen. Nebenbei besuchten sie die Schule, welche jedoch bei so unbändigen Kindern von geringem Nutzen war. Die Anstalt hatte den Zweck, tüchtige Unteroffiziere heranzubilden, was aber bei der großen Mehrzahl dieser Kinder nicht erreicht wurde.

Die Waffenübungen derselben waren das reinste militärische Puppenspiel, das stets eine große Anzahl von Zuschauern ergökte, umsomehr da die Kinder stets in militärischer Uniform auftraten.

Meine Anstellung sollte nicht von langer Dauer sein. Am 14. April kam plötzlich und unerwartet an das Regiment der Befehl zum Ausbruch nach Metz, und 8 Tage später zog es dahin ab. Ich blieb noch einen Monat in meiner Stellung und wurde dann auch mit einem Nachschub nach Metz gesandt. Kriegerische Gerüchte waren sehr verbreitet. Man las in den Zeitungen viel von einer Luxemburger Frage, aus welcher die Klügsten nicht recht klug werden konnten. Es hieß, daß der König von Holland seine Rechtsansprüche auf Luxemburg feilgeboten und der Kaiser der Franzosen dieselben erhandelt habe. Genug, als ich am 21. Mai mit einem Transport Soldaten nach Metz kam, fand ich da viele Truppen versammelt und die Bevölkerung war wegen der Kriegsergüsse sehr aufgeregt. Die hier zusammengezogenen Regimenter wurden mit dem Aufbau von neuen Wällen, Erhöhung der alten und Errichtung neuer Außenforts sehr beschäftigt. Die Forts von Saint-Julien und Saint-Quentin wuchsen allmählich aus dem Boden.

Es herrschte ein wahres Befestigungsieber. Man wollte auch schon überall preussische Spione erblicken, und mancher arme Kerl, den die Neugierde auf den Schauplatz der Arbeiten geführt hatte, wurde als verdächtig aufgegriffen, an das Platzkommando geschleppt und verhört. Da die Kasernen nicht mehr alle Truppen fassen konnten, wurden Abtheilungen derselben bei den Bürgern einquartiert; auch ich hatte das Glück zu einer solchen Abtheilung zu zählen und während dreier Wochen in der rue du Jardin (Gartenstraße) ein hübsches Dachkammerchen zu bewohnen, von wo aus ich mit Hilfe eines Fernglases rings umher das rege Treiben der Kriegsrüstungen ruhig beobachten konnte. Indes kamen noch immer mehr Truppen in die Festung. Die Reserven von 1864 und 1865 waren aufgerufen worden, um damit die aktiven Regimenter auf den Kriegsfuß zu stellen. Zufälliger Weise wurde das 11. Linienregiment mit 500 Offizieren vervollständigt, welche auch gleich nach ihrer Einübung an den Erdarbeiten Theil nehmen mußten. Von den französischen Soldaten wurden dieselben ihrer Sprache wegen als Preussens titulirt und vom Regimentsoberst das Verbot, deutsch zu sprechen erlassen, was in jeder Kompagnie verlesen und für die Offiziere verdolmetscht wurde.

Pastoria.

18) Für das Stiftungshaus gingen in 1811 Gaben 2828 M. ein.

In dem Schottischen Saale in Straßburg, Schlossergasse 14, wird am Sonntag, den 10. März, Nachmittags 4 Uhr in der deutschen Sprache Gottesdienst abgehalten werden.

Griechische Weine.

Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr.

Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende 1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten Camarite, Corinther, Ella, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra Malvasier, Achaja Malv. weiss und roth, Vino Rose.

Flaschen und Kiste frei à M. 17. 10.

Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco.

Neckargemünd.

J. F. Menzer.